

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 29

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

9. Fortsetzung

Da war nichts von dem üblen Götzendienste zu spüren, wie er schon damals anfing, Mode zu werden und wie er in unserer Zeit zum Ekel wird, wenn oft 5—7 Laienpriester in ihren Reden am Sarge eines Mannes der Öffentlichkeit moderne Abgötterei treiben. Heute kommen die Partei- und Vereinsbrüder und halten vor dem Sarg ihre rednerischen Derwisch tänze ab, so dass darob einem rechten Christenherz die Scham jede Andacht unmöglich macht.

In Ramistal brach nach wenig Jahrzehnten eine Zeit an, wo man die Verdienste der beiden Freunde, Pfarrer Plüss und Ammann Schwarz, von einer ganz anderen Seite würdigen sollte. Als das radikale Regiment in Bern gestürzt wurde, war der Jubel gerade hier über alle Massen gross; denn man blieb bei der Auffassung der Schnelle und sah im jungen Radikalismus der Freunde um Stämpfli den Untergang von Ordnung und guter Sitte. Das Volk in Ramistal hörte auf den berühmten Pfarrer von Lützelflüh und den Helfer Schädelin von Frutigen. Der „Oberländer Anzeiger“ war fast in jedem besseren Haus zu lesen. Nun hiess es plötzlich: Ja, ja, der Hans Schwarz uf der Reutene und der alt Pfarrer, die hei äbe doch Rächt gha. Settig Manne täte jetz not! Aber si isch dahin, die gueti alti Zyt!

III. Teil.

Wer unser Volk kennt, weiss, was Landfrauen leisten können. Man muss sich oft fragen, wo sie die Kraft dazu hernehmen. Das Wort vom schwachen Geschlecht wird darum im Bauernvolk nicht ernst genommen. Da sieht man auf einem „Taunergschickli“ oder einem „Härdli“, das als richtige „Hangetschaft“ bezeichnet werden muss, eine Witfrau mit ihren Kindern arbeiten, dass einem ob solchem Heldentum tiefe Bewunderung ergreift. An den Halden der Hindeweid schlägt mit einem Ungeheuer von „Charst“ ein Weiblein die Schollen um, damit auf das Frühjahr ein Acker bereitstehe, das Kartoffelsaatgut aufzunehmen. Ein welcher Freund des Pfarrers Plüss rief anlässlich eines Spazierganges mit seinem Gastgeber voller Entrüstung aus: „Aber das ist ja schlimmer als die Arbeit einer Sklavin“. Es war gut, dass er sich bei diesem Ausruf der französischen Sprache bediente, sonst hätte ihm die arme Witfrau eine recht unfreundliche Antwort erteilt. Zehn Kindern hatte sie das Leben geschenkt. Ihr Mann war als Zimmermann bei einer „Ufrichti“ verunglückt. Von der Wohltat einer Unfallversicherung wusste man damals noch nichts. Gute Leute halfen nach altem Christenbrauch. Die Gemeinde musste nicht in Anspruch genommen werden. Etliche der Kinder fanden Unterschlupf bei ehrbaren Nachbarnleuten, wo ihnen eine ausgezeichnete Erziehung zuteil wurde. Alle standen später als Erwachsene der treuen Mutter zur Seite und verhalfen ihr zu einem schönen Lebensabend. Ueber solche Frauenschicksale in unserem lieben Emmental wären Bücher zu schreiben. Auf allen Gebieten haben hier Witfrauen Grosses geleistet. So ging in Ramistal auf dem „Bären“

eine tüchtige Frau voraus und gab das gute Beispiel. Auch sie war Mutter von zehn Kindern. Ihr Mann hatte die Vierzigerjahre um ein Geringes überschritten, als ihn der bittere Tod plötzlich fällte. Man riet der Witwe, zu verkaufen; es sei ein „Schick“ zu machen, Gasthöfe würden teuer bezahlt. Faule Bauern, die lieber am Wirtstisch hocken als hinter dem Pflug einherschreiten und darum ihr Auge auf den „Bären“ warfen, wollten ihr weismachen, es gezieme sich für ein alleinstehendes Frauenzimmer nicht, eine Wirtschaft zu führen. Die Treue aber dachte an die Schar der Ihren, an die Beschäftigungsmöglichkeiten für die Buben und Mädchen, sei es in der Landwirtschaft, sei es in Küche und Haushalt des stattlichen Betriebes. Die wackere Frau hat ausgehalten und ihre Kinder zu rechten Christen erzogen. Sie war von Haus aus fromm und liess im Gasthof keine Ausgelassenheit aufkommen. Ihr eigener Ruf blieb tadellos wie er immer gewesen war, und so konnte denn der Menschenkenner im Pfarrhaus einem Freund in der Stadt die Erklärung abgeben, der Gasthof zum „Bären“ sei eine zuverlässige Hilfskraft der Kirche! Weltfremde Pfarrherren, wie es sie zu Dutzenden gibt, hätten sich bei diesem Ausspruch bekreuzt, wenn dies unter Reformierten nach Brauch gewesen wäre. Auf alle Fälle wäre der Vertreter einer „vernünftigen Rechtgläubigkeit“ in ihren Augen nicht gestiegen. Die Wahrheit lag aber ganz auf der Seite des erfahrenen Seelsorgers von Ramistal. Schliesslich war er ja auch Chorgerichtsschreiber und wusste darum, wo sich die schlüpfriegen Auftritte im Volksleben abspielten. Sicher nicht im „Bären“. So darf man denn auch heute noch mit innerer Freude feststellen, dass es im Bernbiet immer noch Gasthöfe gibt, in denen die Ehrbarkeit das Mark des Geschäftes bildet und wo „schwarze Röcke“ mit braunen und „elben“ Einkehr halten dürfen, ohne dass ein Stäubchen an ihnen hängen bleibt, geschweige denn ein halber Kuhfladen.

Unter die tüchtigen und von den ehrbaren Mitmenschen gepriesenen Witfrauen gehörte auch unsere Marianne Schwarz, geb. Althaus auf der Reutenen. Nach dem Tode des hochgeschätzten Gatten spielte sie nicht die Rolle der geknickten Trauerweide. Die Ehrlichkeit vor sich selbst, ihre ganze werkige Art und die Arbeit des Hofes hätten das nie zugegeben. Marianne hielt viel auf dem äusseren Anstand der bäuerlichen Oberschicht. Sie trug vom Tode des Gatten an nur noch schwarze Tracht. Vor Jahren schon hatte sie sich darin üben müssen, als ihr erster Mann beim Holzführen im Schneewald des Winters verunglückte.

Jetzt kam in ihr so recht die Meistersfrau zur Geltung. Sie war es ja immer gewesen; aber die Wucht der Persönlichkeit eines Ammann Schwarz hatte die Bedeutung der Hausfrau überschattet. So konservativ der Ammann in politischen Fragen war, so fortschrittlich stand er als Bauer da. Waren einst die Tschiffeli und Fellenberg seine Meister, so baute er in späteren Jahren aus, was sich durch die Erfahrung als richtig erwies. Gar vieles musste fallen gelassen werden, weil diese vornehmen Lehrer zum Teil recht kühne

theoretiker gewesen waren und bewiesen, dass sie nicht an Jugend auf im Bauernbetriebe hatten „mitwächen“ müssen. Die grundgescheite Ueberlieferung fehlte und so wurde auf herrschaftlichen Gütern gar mancher Missgriff getan. Nicht alle Maschinen, die auf Hofwil erstellt wurden, erwährten sich, nicht alle schönen Theorien der Jahrbücher der Oekonomischen Gesellschaft zu Bern entsprachen der Wirklichkeit des Lebens. Da hat besonders der kluge, beachtliche und wieder tatkräftige Ammann von Ramistal auf seinem Betrieb geschieden zwischen dem, was brauchbar war und dem, was sich nicht bewährte. In der Provinzsidenz wurde im Kreis der tüchtigsten Landwirte um den Oberamtmann herum die Erfahrung des Landvolkes zur Sprache gebracht. Man darf ruhig sagen, dass die Donnersage mit ihren geselligen „Abesitze“ im Hotel de la Ville der im „Ochsen“ oder „Bären“ für die ganze Landwirtschaft im Amt von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren. Erfahrungen wurden ausgetauscht, Fehler der Theorie schonungslos aufgedeckt. So führte das eine zum Fortschritt, das andere bewahrte wieder vor üblem Schaden. Daher das geflügelte Wort: „Es muss jede einisch seiner Zwöerli zahle“. Das Volk wollte damit sagen: Wer in der Gesellschaft erfahrener Berufskollegen seine „Zwöerli“ trinkt, lernt gar viel für seinen Betrieb. Wer glaubt, er könne sich diese Auslage ersparen, muss selbst Erfahrungen sammeln, und diese kommen dann oft recht teuer zu stehen.

Hans Schwarz war ein überlegener Landwirt gewesen. Weit und breit galt er als ein Meister ohnegleichen. Marianne achtete ihm nicht drein. Sie beugte sich in tiefer Achtung vor ihrem Manne; aber als kluge Frau achtete sie auf alles und jedes. Sie ahnte, dass sie vielleicht einmal noch das Meisterheft in die Hand werde nehmen müssen. So war es nun gekommen. Als der Gatte nicht mehr da war, ging das ruhig seinen Gang weiter. Knechte und Mägde dachten nicht im Traum daran, es könnte jetzt der Zügel etwas lockerer in der leitenden Hand liegen. Die stille Anerkennung, die sich Marianne in den vielen Jahren ihres Lebens auf der Reutenen bei jedermann erworben hatte, kam ihr jetzt zustatten. Männiglich erstaunte ob ihrer gründlichen Kenntniss des Betriebes, der Markt- und Handelsverhältnisse, der Tiere und ihrer Eigenschaften, der Krankheiten und ihrer Behandlung. Marianne scheute selbst nicht vor einem Pferdehandel zurück, der doch der schwerste im bäuerlichen Geschäftsbetrieb sein soll. Und er verursachte damals, wo auf einem rechten Getreidehof nicht bis zehn Pferde standen, weit grössere Sorgen als heute, da dem Rindvieh eine erhöhte Bedeutung zukommt. Das Käsen für das Haus und das Buttern wurden von Marianne persönlich überwacht oder durchgeführt. Gleich verhielt es sich mit dem Backen. Hierin war sie als Meisterin weit und breit berühmt, und ihre Züpfen waren in der Freundschaft der Nachbarstadt sprichwörtlich geworden. Auch das Brennen der Kirschen, Obstabfälle und des Steinobstes, das nicht vom Baum weg verkauft werden konnte, war für die Bäuerin keine aussergewöhnliche Kunst. Neben ihr standen Meisterknecht und Meisterjungfer, zwei treue Seelen. So lief denn der Betrieb weiter, als ob Hans Schwarz immer noch oben am Tisch sässe und spräche: „Bueb bätt!“

Wenn Marianne persönlich mit Eiern, Butter und Käse in den Marktlauben der Stadt erschien, wurde sie von alten Kundinnen belagert. Jedermann wollte gerade bei ihr einkaufen und mit der Meisterfrau von der Reutenen einige Worte wechseln. Marianne Schwarz war auf dem Wochenmarkt eine markante Gestalt wie einst ihr Mann an den Tischen der Bauern in den besuchtesten Wirtsstuben, wo sich bald diese, bald jene Standesperson der Stadt unter das bedächtige „Mannevolch“ mischte, das da in altväterischer Tracht dem guten Waadtländer in geniesserischen Schliücken Ehre antat. So blieb auf der Reutenen lange Zeit noch alles beim alten, und doch konnte leider unter der Schar um den eichenen Esstisch einer sprechen: „Die

neue Zeit ist da“. Wie unser Herr zum Volk gesagt hat: „Das Himmelreich ist herbeigekommen“. Er stand ja mit diesem Reich im Herzen mitten unter dem schlichten Volk im Lande Galiläa.

Der älteste Sohn Friedrich war nämlich heimgekehrt aus dem Welschland und seinen Fahrten in die Fremde. Pfarrer Plüss, sein Götti, hatte die Aufsicht und Leitung im Auftrag seines Freundes übernommen und nach dessen Tod als guter Christ und Taufzeuge gewissenhaft weitergeführt. Ohne dass der alternde Pfarrherr eine Ahnung hatte, war Friedrich unterdessen das Kind einer neuen Zeit geworden. Er trat sofort der Mutter an die Seite und liess in kluger Ueberlegung wenig von dem merken, was in ihm gärte, wusste er nur zu gut, dass er damit seiner Mutter und dem pfarrherrlichen Paten bloss Kummer und Verdruss bereiten würde.

Sein jüngerer Bruder Christen war verunglückt. Er hätte sonst später nach alter Erbsitte den väterlichen Hof übernommen. Johann, das Patenkind des Oberamtmanns, war Kaufmann geworden und durch kluge Heirat an die Spitze eines altbekannten Geschäftes im Herzen des Emmentales, in Gütisau, gelangt, wohin von weit her die Leute vom Lande pilgerten, um ihre Einkäufe zu machen. Dieser Ort war den Burgern der kleinen Provinzstadt an der Emme ein Dorn im Auge, denn sie spürten die scharfe Konkurrenz und bekämpften deshalb die Märkte von Gütisau. Die zwei Töchter des Hauses hatten in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht Männer nach dem Herzen der Eltern Schwarz geheiratet. Beide waren Anhänger der „Schnelle“ und des neuen Regimentes. Sie blieben es auch ihr Leben lang — als längst der sogenannte „Radikalismus“ unter der Führung eines Stämpfli die Mehrheit des Volkes auf seiner Seite sah. Gerade die Landbevölkerung jubelte strichweise dem jungen Seeländer zu, der mit den Errungenschaften der französischen Revolution Ernst zu machen versprach, um endgültig die letzten Ueberbleibsel der alten Feudalwirtschaft mit ihrem Lehenswesen zu beseitigen. Hier tat sich später eine Kluft zwischen dem jungen Fritz Schwarz und seinen Schwägern auf. Pfarrer Plüss meinte es gut, als er dem Ammann den Rat gab, seinen Fritz zur besseren Schulung ins Welschland zu schicken. Im Grossen Rat sassen jetzt welschsprechende Berner. Wer hoffte, einmal im Rathaus zu Bern als Vertreter des Volkes mitzureden, tat gut, die welsche Sprache zu erlernen. Derartige Ueberlegungen hatten Pfarrer Plüss ermutigt, dem Ammann für seinen Göttibueb eine auserwählte Erziehung vorzuschlagen. Es schmeichelte dies dem Stolz des reichen Ammanns von Ramistal.

So kam Fritz in die liebe schöne Waadt, deren Verlust die alten Geschlechter der Republik nicht verschmerzen konnten. Pfarrer Plüss selbst zog Erkundigungen ein über eine kleine Pension, die ein durch Zeugnisse ausgewiesener Pädagoge leitete. Das Institut hatte einen guten Namen. Die Zucht war streng, fast calvinistisch; der Geist aber alles andere. Auch für die Waadt waren eben die Jahre gekommen, wo der junge Radikalismus sich rührte und wo man die Ohren für gewisse Lehren der französischen Revolution erst recht auftrat. Seit der Loslösung des Landes von Bern traten die rein politischen Fragen eher in den Hintergrund. Um so mehr machte sich das städtische Bürgertum mit den Werken der französischen Denker vertraut, die geistig die Revolution vorbereitet hatten. Jetzt erst verschlang man allgemein mit gierigem Genuss die Lehren von Voltaire, Rousseau und der Encyclopädisten. Der Materialismus, der den Menschen als eine bloss, allerdings überaus sinnreiche, Maschine bezeichnete, fand dankbare Schüler. Auf der anderen Seite stand die Geistlichkeit, die in der Waadt noch zäher als in deutschen Landen der alten Republik Bern an der überlieferten Strenggläubigkeit festhielt. Dazu kam der Einfluss des Pietismus und anderer

mystisch gefährdeter Strömungen. Das hatte zur Folge, dass sich zwischen der revolutionär gesinnten Regierung und der Geistlichkeit der Staatskirche je länger je mehr eine tiefe Kluft auftat. Die Halbgebildeten in der Hauptstadt und in vielen Bezirksorten und Landstätten jubelten einem frechen Radikalismus zu, der sich bei näherem Zusehen als eine Art Gottlosenbewegung bürgerlicher Herkunft entpuppte. Dass auf dem Lande viele Agenten, Regierungstatthalter und auch etliche Pädagogen freudig mitmachten, braucht nicht zu verwundern. Die Waadt machte damals schwere Kämpfe durch, und ein Teil der Geistlichkeit war im Begriff, das Martyrium des Glaubens auf sich zu nehmen. An bössartigen Verfolgungen durch die Regierung fehlte es nicht. Was Wunder, dass diese Vorgänge in allen Kreisen des Volkes aufs lebhafteste besprochen wurden, wobei die Alten auf die gierigen Ohren der Jungen keine Rücksicht nahmen. Der Leiter des von Pfarrer Plüss ausgesuchten

Erziehungsinstitutes war ein Anhänger der radikalen Regierung, allerdings im übrigen ein unbescholtener Mann. Seine Gesinnung wusste er nach aussen aus geschäftlichen Gründen recht gut zu verbergen. Wen er aber für seinen kleinen Kreis als Vertrauten erwählte, vor dem machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube.

Und nun wollte es das Schicksal, dass der streng altgläubig erzogene Fritz Schwarz die Zuneigung seines weltlichen Erziehers gewann. Es sollte ihm dies zum Verhängnis werden. Fritz war nicht eine „Schwarz-Natur“. Im Aussehen schon trat diese Tatsache in Erscheinung. Der Sohn war eher mittelgross und von mädchenhaftem Wuchs. „Du bist jetzt a rächte Schwarz“, sagte wohl der Schulmeister Oppliger von Ramistal, wenn er dem Knaben über die Haare fuhr. Brandschwarz waren eben seine Haare und verrieten deutlich die Abstammung von der mütterlichen Seite.

(Fortsetzung folgt)

Astronomisches Institut in Bern

Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde die alte, im Jahre 1822 von *Johann Friedrich Trechsel* von Burgdorf (1776—1849) begründete Sternwarte oben auf der Grossen Schanze fast völlig niedergelegt. Noch heute heisst aber das an ihrem Platze entstandene physikalische Institut und tellurische Observatorium im Volksmunde „Sternwarte“ und die an ihr vorbeiführende heutige *Sidlerstrasse* war noch vor wenigen Jahren die Sternwartstrasse. Der kleine pavillonartige Bau, in welchem Professor Trechsel nach langen Bemühungen endlich die nach und nach erworbenen Instrumente unterbringen konnte, diente anfänglich hauptsächlich geodätischen Arbeiten, und es besteht kein Zweifel, dass diese erste Sternwarte Berns ihre Begründung nicht sowohl astronomischem Interesse von Seite der hohen Staatsbehörde, als vielmehr dem Ansehen des Initianten zu verdanken hatte, das er sich durch seine Mitarbeit an den topographischen Unternehmungen erworben hatte, die in der damaligen Zeit in verschiedenen Ländern im Gange waren und nun eben auch in der Schweiz durchgeführt werden sollten. Es handelte sich dabei für Prof. Trechsel besonders um Polhöhen-, Zeit- und Azimutbestimmungen, für die er grosses Geschick zeigte; also immerhin um astronomische Beobachtungen, die seine Bemühungen um eine Sternwarte mehr als berechtigt erscheinen liessen, wenn auch astronomische Beobachtungen im Sinne der heutigen Himmelforschung zu jener Zeit noch nicht üblich waren und in Bern in Ermangelung geeigneter Instrumente auch gar nicht in Frage kommen konnten. Fast in unverändertem Zustande seit der Gründung befand sich dann diese Sternwarte, als sie 1847 *Johann Rudolf Wolf* (1816—1893) übergeben wurde. Auf sein Bestreben hin wurden verschiedene Umbauten und Neueinrichtungen vorgenommen. So wurde ein Ertelscher Meridiankreis angeschafft, ein Fraunhofersches Fernrohr mit 78 mm Objektivöffnung von einer Realschule übernommen und, mit einem Kreismikrometer versehen, in einer drehbaren Kuppel montiert. Da indessen auch diese Hilfsmittel der Sternwarte immer noch keine andern aussichtsvollen astronomischen Arbeiten vorzunehmen erlaubten, warf sich Wolf auf die systematische Beobachtung der Sonnenflecken. Im Jahre 1852 erschien seine berühmte Abhandlung über deren Periode. 1855 siedelte er, einem ehrenvollen Rufe folgend, nach Zürich über, wo sich dann die Tradition der Sonnenbeobachtung bis auf den heutigen Tag fortsetzte. Die Nachfolger Wolfs beschränkten sich wieder auf rein geodätische Arbeiten und es ist keineswegs ihr Verschulden, dass die Sternwarte mangels verständnisvoller Unter-

stützung einem physikalisch-tellurischen Observatorium weichen musste. Nur der „Meridiansaal“ und die Kuppel zeugten noch bis in unsere Zeit hinein von „verschwendener Pracht“. Aber nun ist auch der erstere verschwunden, die Instrumente zum Teil im Naturhistorischen Museum untergebracht und nur die Kuppel, in völlig unbrauchbarem Zustand, weist noch als Erinnerungszeichen auf eine längst vergangene Zeit zurück. In der Folge sind wiederholt Versuche gemacht worden, der Astronomie in Bern wieder eine Heimstätte zu verschaffen, aber erst mit der Habilitation des heute noch amtierenden Dozenten Prof. S. Mauderli für praktische und allgemeine Astronomie im Herbst 1910 trat das Bestreben der Wiedererrichtung einer Sternwarte in ein neues Stadium. Seinen Bemühungen ist es zu danken, dass bald die ersten notwendigen Instrumente beschafft und damit auch die vorgesehenen praktischen Übungen mit den Studierenden in Angriff genommen werden konnten. Dieser Anfang war noch schwer genug, mussten doch die Instrumente stets an die Beobachtungsstelle transportiert und dann wieder irgendwo untergebracht werden und dieses mühsame Hin und Her dauerte zwölf Jahre, in welcher Zeit von eigentlichen astronomischen Beobachtungen von irgend welchem Nutzen für die Himmelforschung abermals nicht die Rede sein konnte. Darum durften auch die Bemühungen um die Schaffung einer neuen Heimstätte für die Astronomie, einer Sternwarte, nicht ruhen und sie ruhten denn auch nicht, bis die erforderlichen Geldmittel beisammen waren und der Bau und die instrumentelle Einrichtung des heutigen *astronomischen Instituts der Universität Bern* an der Muesmattstrasse im Frühjahr 1922 in Angriff genommen und im November desselben Jahres in einer würdigen Feier seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Den Bestrebungen des Initianten wohlgesinnte Gönner, die hohe Regierung und die Gemeinde Bern haben durch ihre Mithilfe das bescheidene, aber schöne Werk ermöglicht und auch zu seinem Fortbestand und seiner weiteren Entwicklung in den nunmehr vergangenen 20 Jahren je und je beigetragen. Dafür gebührt ihnen auch an dieser Stelle der aufrichtige Dank nicht nur der Studierenden der Hochschule, welcher das Institut eingeordnet ist, sondern auch der rund 15 000 Besucher, die hier alle die Jahre hindurch einen Blick in die unendlichen Räume des Universums tun durften.

Das Institut liegt für astronomische Beobachtungen nicht besonders günstig mitten in einem Aussenquartier der Stadt Bern, aber doch andererseits nicht allzuweit von